

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 48.

Freitag, 26. Februar.

1915.

(5. Fortsetzung.)

Dore.

Nachdruck verboten.

Roman von E. Krideberg.

Welch einen schroffen Kontrast die beiden Frauen bildeten! Dore klein, schlicht, mit glatt geschitteltem, braunen Haar und ebenso anspruchlos erscheinenden Gesichtszügen, deren feine Schönheit und Harmonie nur dem zum Bewußtsein kam, der sich gewöhnt hatte, über die entstellende schwarze Binde hinwegzusehen. Dazu ihr bescheidenes, natürliches, ruhiges Wesen, und das kleine Persönchen in ein derbes, wetterfestes Gewand gekleidet, eine große, bunte Gartenschürze verhüllend darüber, gleich einem armen kleinen Schmeltzling, der, in die Puppe gebannt, geduldig der Erlösung harret.

Daneben die pikante, blendende Erscheinung der Weltbete, launisch, kapriziös und berüchelt von den eigenwilligen Stirnlöckchen an bis auf die Spitzen der Pariser Schuhen, — ein glänzendes Meteor, leuchtend, aber nicht wärmend.

Heinz blickte von einer zur anderen. Jetzt sah er erst, wie sieghaft schön Biddy war, — und zum erstenmal störte ihn auch die Binde um Dores Stirn.

Biddy war längst ungeduldig, ihre Neugierde war befriedigt, und sie drängte zum Gehen.

„Sie ist eine kleine Philisterin, die Dore!“ sagte sie, als sie durch den Schlosspark schritten, mit einem spöttischen Kräuseln der Lippen. Sie hatte ihren Gut an den Arm gehängt, das alabasterweiße Gesicht mit den heißen Augen und dem üppigen schwarzen Haar erschien doppelt bestridend in der fahlen, herbstlichen Beleuchtung.

Heinz sah an ihr vorüber, ihr Anblick verwirrte ihn. „Aber sie ist gut wie ein Engel.“

„Das ist ein Gemeinplatz, mein Lieber, der im Munde eines schneidigen Gardesoldaten ein bißchen albern klingt, nimm's nicht übel!“ rief sie mit ihrem klingenden Auflachen. „Und dann, Engel haben immer etwas entsetzlich Langweiliges! — Müssen wir öfter mit dieser kleinen zahmen Gärtnerin zusammensein?“

„Aber Biddy, gegen die Dore darfst du mir nichts sagen, auch nicht im Scherz! Ein solches irrsüchtiges Zeugelchen wie du ist sie allerdings nicht, aber sie ist gediegen und bei allem Ernst durchaus nicht philiströs und temperamentlos. Sie hat wegen ihres leidenden Zustandes viel Zeit, die wir mit Nichtigkeiten verträdeln, zum Nachdenken anwenden können. Du hast ihr übrigens nicht gedankt!“

„Nein, ich denke, es ist nicht nötig! Glaubst du denn wirklich, daß dies kühle, indifferente Persönchen einen entscheidenden Einfluß bei deiner Mutter, — bei irgend jemand hat?“

„Einen so entscheidenden Einfluß, daß du es sehr empfinden würdest, wenn sie ihn zu deinem Schaden bei meiner Mutter brauchen wollte.“

„Es scheint, daß ich der Gnade oder Ungnade dieser — Gärtnerin anheimgegeben sein soll“, sprühte Biddy auf. „Hättest du mir das früher gesagt, würde ich deinem Drängen, auch zu besuchen, vielleicht nicht so bereitwillig nachgegeben sein.“

Er sah sie überrascht an; er hatte nicht besonders viel zu „drängen“ brauchen, und wenn man genau zusah, so war doch eigentlich sie oder ihre Mutter es gewesen, die diesen Besuch zuerst angeregt hatte.

„Nein, Biddy, so ist's nicht gemeint“, sagte er dann, „aber ich möchte dich recht dringend bitten, dich gut mit Dore zu stellen, — auch meinerwegen.“

„Lieber Gott! Du tust ja gerade, als ob sie dir persönlich nahegetreten wäre.“

„Das ist sie auch!“ Er machte eine kleine Pause, holte tief Atem und sagte dann kurz und bestimmt: „Dore ist meine zukünftige Frau.“

Biddy fuhr zurück, sie sagte mit der Hand nach dem Stamm eines Birkenbäumchens neben ihr. Die herabhängenden Äste streiften ihre Stirn, wie mattes Gold hoben sich die gelben Herbstblätter von ihrem schwarzen Haar ab; an ihrem Gürtel leuchtete noch immer die rote Rose Dores. Ein fahles Weiß überzog langsam ihr Gesicht, und dann schoß ihr plötzlich wieder das Blut siedendheiß zu Kopf.

„Wir haben doch heute nicht den ersten April“, sagte sie unsicher. „Du mußt mich erst einmal ansehen, ehe ich so etwas Ungehenerliches glaube.“

Langsam, widerstrebend wandte er ihr das Auge zu, ihr Blick tauchte sengend in den seinen, aufreizender Spott und etwas dämonisch Zwingendes lagen in ihm, ihre Mundwinkel zuckten, ihre Nasenflügel vibrierten stolz und wegwerfend. Er fühlte, wie er mehr und mehr unsicher und befangen wurde, und in Scham und Zorn darüber richtete er sich mit einem heftigen Ruck zu seiner vollen Höhe empor, aber sein Blick war mehr eigenfönnig als fest.

„Du meinst . . .?“

„Siehst so ein glücklicher Bräutigam aus?“

„Das ist etwas, was allein Dore und mich angeht!“

Sie merkte, daß sie den falschen Weg eingeschlagen hatte, und blickgeschwind änderte sie ihre Taktik.

„Du bist beleidigt! Aber Heinz, empfindest du nicht selber, daß diese Mitteilung zuerst etwas überwältigend überraschendes für einen Ahnungslosen haben muß? Du und die kleine Dore! Der Erbherr von Ruifenwerder und noch so und so vieler anderer Güter und Diegenenschaften und diese bescheidene bürgerliche Gärtnerin, die nicht einmal schön ist. Doch verstehe mich nicht falsch, ich bin nur erstaunt, verblüfft! Warum solltest du sie nicht heiraten, wenn sie dir gefällt und deine Eltern einverstanden sind! Derartige Mesallianzen grassieren ja jetzt förmlich, und obendrein wirst du in der Gloriole erhabenster Tugend erstrahlen, weil du dich aufopferst für die eingebildete Schuld des Knaben. Repräsentieren wird sie freilich nicht können als Frau von Grening, aber das ist ja Nebensache, dann zieht man sich eben unter irgend einem Vorwand von der Gesellschaft zurück und lebt ein inniges und sinniges Schäferdasein. Für mich wäre es freilich nichts, — solch sachtes, aufregungsloses Spazierengehen zu zwelen; ich ziehe einen Parforceritt vor, selbst wenn das

Ende ein Genickbruch wäre. — Also meine innigsten Glückwünsche, Herr Better!" Sie reichte ihm ihre beiden Hände.

Er hatte sie mit keiner Silbe unterbrochen, die Lippen nagend, stand er vor ihr und starrte mit finstrem Blick ins Weite. Ihre Worte kränkten ihn und stachelten ihn auf. War denn etwa er für solch ein leichtes Spazierengehen zu zweien geschaffen? Es kam ihm gar nicht darauf an, gelegentlich einmal das Gebiß in die Zähne zu nehmen und darauf los zu stürmen — und Dore neben ihm — mitgaloppierend? Unmöglich! Eine zornige Ungeduld bemächtigte sich plötzlich seiner. Nun, dann würde er sie im Notfall mit sich fortreißen, nur kein so farbloses Nebeneinander, — ihm graute.

„Die Hauptsache bei einer Ehe ist ja doch die Liebe! Ein bißchen heißer, ein bißchen kühler!" Biddy zog lachend die Schultern hoch und sah ihn schelmisch an: „Ihr liebt euch — ça suffit!"

Er hatte widerstrebend ihre Hände genommen; jetzt preßt er sie heftig.

„Die Liebe ist die Hauptsache — auch bei dir, Biddy?"

„Bei mir vor allem. Den Mann, den ich liebte, würde ich mir im Notfall der ganzen Welt abringen." Es sprühte in ihren Augen auf.

Er gab ihre Hände frei und wandte sich ab. Dore dagegen! Immer sah er die bescheidene, stille Dore neben diesem verlickenden Kaffeegeschöpf. Ob Dore wohl auch mit der ganzen Welt um den Geliebten ringen würde?

„Aber weißt du", warf Biddy nach einer Weile leicht hin, „den vertraulichen Umgang mit diesem Gärtner würde ich meiner Braut nicht gestatten."

Er sah sie groß an: „Warum denn nicht?"

„Ach meine nur, er ist doch noch sehr jung und verheißelt hübsch!"

„Wenn du Dore kenntest, würdest du solche törichte Bemerkung nicht gemacht haben", sagte er kühl.

Sie zuckte unmerklich die Schultern, und ein boshaftes Lächeln spielte um ihre Mundwinkel. „Du kennst doch die bösen Zungen der lieben Nächsten."

„An Dore wagt sich keine heran."

„Das soll mich freuen! — Was haben übrigens deine Eltern zu dem Heiratsprojekt gesagt? — Warum ist das noch so heimlich?"

„Meine Eltern wissen noch nichts von meinem Plan, und ich bitte dich, einstweilen noch gegen jedermann davon zu schweigen."

Sie atmete auf. „Auch gegen dein Bräutchen?" fragte sie gespannt.

„Auch gegen Dore!" Er kämpfte mit einem Unbehagen und einer gewissen Verlegenheit. „Nenne sie nicht meine Braut, — sie ist es vorläufig noch nicht."

„Also ich allein war gewürdigt, einen Blick in dein Herz zu tun, Better?"

Er antwortete nicht darauf, er sagte noch einmal dringender: „Vor allen Dingen, Dore . . . Dore gegenüber darfst du keine Andeutung machen, sie ist so empfindlich."

„D rühret, rühret nicht daran!" spottete sie. „Na, Better Heinz, ihr sollt in mir die selbstloseste Beschützerin eurer Liebe finden, die ihr euch denken könnt!" Sie machte ihm eine drollig zeremonielle Verbeugung. Sie war jetzt wieder vollkommen Herr der Situation.

Er mußte wider Willen lachen. „Du bist ein unterbesserlicher Schalk, Biddy! O steh, da hast du die schöne Rose geknickt!"

„Das Geschenk meines Liebchens, — wie schade, aber wenn sie doch einmal dem Untergang geweiht ist, mag sie wenigstens unter ihresgleichen sterben", und mit einer gleichgültigen Bewegung warf sie die Blume in ein Beet voll Monatsrosen.

Biddy's hervorstechende Charaktereigenschaften waren Geschmeidigkeit und ein bedeutendes Anpassungsver-

mögen; kaum hatte sie sich über die Verhältnisse im Schloß orientiert, so war ihr Benehmen auch völlig darauf zugeschnitten. Tante und Onkel eroberte sie durch ihr kindliches Anschmiegen, ihre stete Dienstbereitschaft und ihre sprühend heitere Laune; Heinz zeigte sie sich als guter Kamerad und diskreter Freund, und Dore gegenüber war sie geradezu rührend. Sie schien unangefest an sie zu denken, für sie zu sorgen. Kein Spaziergang fand statt, ohne daß sie gefragt hätte, ob man nicht Dore dazu auffordern wolle; kein Morgen verging, an dem sie sich nicht angelegentlich nach ihrem Befinden erkundigt hätte, und unzählig oft hörte man aus ihrem Munde ein herzliches: „Das müssen wir Dore erzählen, wie wird sie lachen" oder „sich wundern", und wenn die drei jungen Leute beisammen waren, so erschien Biddy unermüdet besorgt um das Wohl der „Meinen Gärtnerin". „Sie müssen ein Lächeln übernehmen, es ist so scharfe Luft und Sie sind von so zarter Gesundheit!" oder „Laßt uns jetzt umkehren, wir sind schon so weit gegangen, und das strengt unsere kleine Gärtnerin an." Dann wieder, als man Dore einmal lesend antraf: „Heinz, du dürftest nicht leiden, daß Fräulein Werlich ihr Auge so anstrengt!" Und als über Dore's Gesicht ein flüchtiges Noß huschte: „Liebes Fräulein Dore, Sie müssen schon verzeihen, aber ich bin so ängstlich, da ich mich bei meiner beinahe beschämend robusten Gesundheit gar nicht recht in den Zustand eines Leidenden hineinzudenken vermag."

Und was das wunderbarste war, Dore, die früher nichts peinlicher berührt hatte, als wenn jemand auf ihre Schwäche hinwies, ließ sich das ohne Widerstreben gefallen, hüllte sich in Tücher, ruhte, las nicht, wie man es von ihr verlangte. Heinz wunderte sich oft im stillen darüber, daß Dore, die doch alle Anstrengungen in ihrem Beruf vorzüglich vertrug, so viel empfindlicher sein konnte als Biddy. Welch ein kraftvolles und doch echt weiblich fürsorgliches Wesen war diese Biddy! Freilich, die wirklich Starken sind immer edel und großmütig den Schwachen gegenüber. Daß Biddy ihn völlig den ganzen Tag in Anspruch nahm, so daß er selber fast gänzlich verhindert war, Dore's Wohl und Wehe wie bisher persönlich zu überwachen, das fiel Heinz nicht auf. Dore war behütet, — das genügte ihm jetzt.

(Vortsetzung folgt.)



Der Grundsatz verzogener Frauen heißt: „Terne zu klagen — ohne zu leiden". Gertrud Wolff-Girshberg.

## Die Rückkehr von Elba.

(Eine Jahrhundert Erinnerung.)

Am 26. Februar 1815, um 9 Uhr abends, ging von der Insel Elba eine Flottille in See; es war eine Brigg mit sechs Fahrzeugen, die, von einer leichten Brise begünstigt, lautlos nach Norden hinglitten; der Fürst von Elba verließ sein Land, um König Ludwig XVIII. aus Frankreich herauszuwerfen. Napoleon suchte noch einmal Ruhm und Macht den unglücklichen Gestirnen abzurufen, der Schlusakt des gewaltigen weltgeschichtlichen Dramas, der von Elba nach Saint Helena führte, brach an. Napoleon hatte noch nicht 10 Monate auf seinem Biliputreich verbracht; aber während dieser Zeit war er rastlos tätig gewesen, hatte die Insel besetzt und seine Leibgarde von 400 Grenadieren, die man ihm in Fontainebleau bewilligt hatte, auf 1050 Mann gebracht. Die Mutter Lätitia und die Schwester Pauline trösteten ihn in seiner Einsamkeit; er aber lauschte unruhig nach dem Festland herüber, wo Gärung und Streit mit seiner Entfernung noch nicht aufgehört hatten. Die Regierung Ludwigs XVIII. trug in beispielloser Kurzschichtigkeit zur Zerstückung der französischen Gesellschaft bei; die alten Soldaten Napoleons wurden schlecht behandelt, seine Offiziere gegen die heimgekehrten Abtügen zurückgesetzt; auf dem Wiener Kongreß traten die unheilvollsten Gegensätze hervor. Napoleon mußte

sparen und selbst seinen geliebten Grenadieren ihr Brot beschneiden, da ihm die vertragsmäßig festgelegten 2 Millionen von seinem Nachfolger auf dem Throne Frankreichs nicht ausbezahlt wurden. Zudem wurden fortwährend Pläne geschmiedet, den immer noch furchtbaren verbannten Löwen umzubringen oder auf eine fernere Insel zu schaffen. Aus Italien, wo Murat zum Kriege gegen Frankreich rüstete, kamen lockende Anerbietungen an den Kaiser. Er aber wußte, daß sein Schicksal an Frankreich geknüpft war, und entschloß sich erst zu der lange vorbereiteten Abreise, als am 18. Februar einer seiner früheren Beamten Fleury de Chaboulon auf Elba landete und ihm mitteilte, daß sich wieder eine starke Begeisterung für ihn zu regen beginne, und daß man den unerträglichen Zustand der Unordnung und Erniedrigung, in den Frankreich unter dem Könige geraten war, nicht länger dulden wolle. Nun faßte Napoleon rasch den seiner würdigen Entschluß, die Schlinge zu zerreißen, die ihm seine Feinde über den Hals werfen wollten. Das englische Kriegsschiff, dem seine Überwachung anvertraut war, brachte gerade einen seiner Wächter, den Engländer Campbell, nach Livorno. Napoleon übergab nun am 26. Februar, einem Sonntag, die Insel dem General Lapi und stellte seine Mutter und Schwester unter den Schutz des Gouverneurs. Dann schiffte er bei Anbruch der Dunkelheit seine 1050 Mann ein und bestieg selbst die Brigg „L'Inconstant“, die er aus Neapel hatte kommen und mit dem Anstrich eines englischen Schiffes versehen lassen. Seine Wächter entdeckten erst am 28., daß der kaiserliche Adler fortgeflogen sei. Dem französischen Wachtschiff wußte er geschickt auszuweichen und ließ die Schiffe sich zerstreuen. An der Nordküste von Korsika stieß er auf einen andern französischen Kreuzer, der die Brigg anrief und fragte, wie es dem großen Romme gehe. „Wunderbar gut“, antwortete der Kapitän, so wie es ihm der neben ihm stehende Napoleon zugerannt hatte. Die alten Grenadiere hatten während der Fahrt eine mühsame Arbeit zu leisten; sie mußten die Proklamationen abschreiben, mit denen sich der Kaiser an die Soldaten und das Volk Frankreichs wenden wollte. Mit steifen Fingern, aber begeisterten Herzen brachten sie diese leidenschaftlichen Erinnerungen an die Siege des Kaisers zu Papier, u. a. die Worte, die zum flammenden Leitmotiv der nächsten Tage werden sollten: „Soldaten, stellt euch unter die Fahnen eures Generals. Sein Leben besteht nur in dem eurigen; seine Rechte sind nur die des Volkes und die eurigen; sein Interesse, seine Ehre und euer Ruhm. Der Sieg wird im Sturmschritt kommen. Der Adler mit den Nationalfarben wird von Turm zu Turm bis zu Notre Dame fliegen.“

Am 1. März warf die Flottille im Golf von Jouan zwischen Cannes und Antibes Anker, und Cambonne führte die Garde an Land. Nun stand der Kaiser wieder auf französischem Boden, und seine kühne Vorausfagung: „Ich werde Paris erreichen, ohne einen Schuß abzufeuern“, bewahrheitete sich, so wenig auch selbst seine Getreuesten zunächst daran glauben wollten. Die Garnison von Antibes verschloß ihm ihre Tore; er aber marschierte unerschrocken über Grasse bis vor Genoble, wo sich ihm bei dem Engpaß von La Mure das erste Bataillon feindsich entgegenstellte. Diese berühmte im Wilde und Bied oft verkehrliche Szene, ein Augenblick der höchsten Spannung, endete mit einem einziqartigen Triumph der großen Persönlichkeit. Die Königlichlichen standen steif und starr, als die Bärenfelle der Garde sichtbar wurden. Ihre Offiziere befahlen laut, auf die „Räuberbande“ zu schießen. Da löste sich eine Gestalt, in den grauen Mantel gehüllt, aus den Reihen, allen wohl bekannt. „Da ist er, schießt auf ihn!“ rief der befehlgebende Major. Aber kein Schuß fiel, und nun erklang die allen vertraute Stimme übers Feld: „Soldaten, ich bin es, Euer Kaiser. Ist einer unter Euch, der seinen Kaiser töten will — hier bin ich!“ Ein brausendes „Vive l'Empereur!“ antwortete; in einen Begeisterungssturm stürzten alle auf den kleinen Mann im grauen Mantel zu und küßten ihm die Stiefel, Rod und Degen. Das Bataillon vereinigete sich mit Napoleons Soldaten, die Sawine war ins Rollen geraten und wuchs und wuchs. In Grenoble ging ein ganzes Regiment zu ihm über; mit 7000 Mann zog er gegen Lyon, und bald waren es 14 000. Wie die Kinder der Pfefse des Mattenfängers von Hameln folgten die eisenharten Krieger der Stimme des alten Zauberers. Ney, der noch vor kurzem erklärt hatte, Napoleon müsse in einem eisernen Käfig gefangen gesetzt werden, mußte mit den 6000 Mann, die er

gegen ihn geführt hatte, auf das Drängen seiner Soldaten zu ihm übergehen. Die Bauern hielten die Seiten der Straßen eng besetzt, um einen Schimmer von seinem grauen Mantel zu erhaschen; vor den Sonnenstrahlen dieser begeisterten Huldigung schmolzen alle Hoffnungen der Bourbonen dahin, der König und sein Hof flohen in aller Hast nach Lille. Seinem stets wachsenden Heere voraneilend, traf Napoleon in einem schnellen leichten Wagen, nur von seinem treuen Coulaincourt begleitet, am Abend des 20. März in Paris ein. Noch einmal hatte sein Genius gesiegt.



### Aus der Kriegszeit.

Napoleon und Hindenburg. Der militärische Berichterstatter der „Times“ hat auf die merkwürdige Ähnlichkeit hingewiesen, die zwischen den strategischen Operationen Napoleons im Juni 1812 und denen Hindenburgs im Februar 1915 vorhanden ist. Die Stellungen der verschiedenen Heeresgruppen auf demselben Gelände waren fast völlig die gleichen. Diese Parallele führt nun ein Mitarbeiter des „Journal des Débats“ des näheren durch. So standen am 12. Juni die Kavalleriekorps, die die Bewegungen der Großen Armee verschleiern sollten, in Ostprouzen auf einer Linie von Tilsit bis zu den Masurischen Seen und von Gumbinnen bis Johannisburg. Die Hauptkräfte der hier von Napoleon zusammengezogenen Heere hatten hinter den Seen Aufstellung genommen und waren von der Ostsee bis vorwärts gegen Soldau gruppiert. Das ist ungefähr die gleiche Verteilung der Kräfte, wie sie die Deutschen zu Anfang Februar durchgeführt hatten. Im Süden besteht freilich ein Unterschied; denn die Franzosen hielten 1812 Warschau mit zwei Armeekorps besetzt und hatten zwei Kavalleriekorps mehr nach Osten geworfen, während die Deutschen sich etwa 50 Kilometer östlich von Warschau sammelten. Aber dieser Unterschied ist für die Durchführung des Kriegsplanes ohne Bedeutung. Weiter nach Süden hatte Napoleon ein Korps, das 7. gegen Radom geschickt, so wie die Deutschen und Österreicher heute Kräfte gegen Potoschnow und an der Wida operieren lassen. Der Fürst Schwarzenberg endlich ging in Gemeinschaft mit der Großen Armee mit einem österreichischen Hilfsheer in Gallizien vor und stand bei Lemberg, ähnlich wie heute die Österreicher am Dunajec stehen. Wie die Aufstellung so weisen die strategischen Operationen eine große Ähnlichkeit auf. Napoleon hatte heimlich seine Hauptkräfte auf seinem linken Flügel zusammengezogen, im Norden der Seengegend, so wie Feldmarschall Hindenburg im Januar seine Korps in diesem Gebiet massierte. Der französische wie der deutsche Strategemandorierten also von ihrem linken Flügel aus. Der Plan Napoleons ging dahin, über den Njemen nach Rowno vorzudringen und dann im Norden den äußersten rechten Flügel der Russen zu überflügeln, von dem er annahm, daß er mehr südlich bei Grodno stünde; er wollte dann weiter nach Wilna vorrücken, die Russen aus Furcht vor einer Umgehung zu einer Wendung zwingen und sie dann in einer Entscheidungsschlacht vernichten. Man darf annehmen, daß der Plan des Feldmarschalls Hindenburg in großen Zügen ähnliche Ziele verfolgte. Der Weg, den die Hauptmacht der französischen Truppen einschlug, ist der von Gumbinnen nach Rowno. Am 20. Juni findet man die Truppen in diesem Vormarsch begriffen: das erste Kavalleriekorps steht als Vorhut vor Rowno, hinter ihm das erste Armeekorps unter dem Befehl von Davouts in der Gegend von Wilkowitz. Dieses aus sechs Divisionen bestehende Korps war eine ganze Armee von 100 000 Mann; hinter dem ersten Korps steht die Garde bei Stallupönen, hinter der Garde das zweite Korps bei Gumbinnen, wo auch Napoleon sich mit dem Hauptquartier befand. Gumbinnen, Stallupönen, Wilkowitz und Rowno sind ebenso Hauptetappen in dem Vormarsch, den die deutsche Heere bei der Offensive im Februar antraten. Im Norden dieser Hauptmacht steht 1812 das 10. französische Korps von Tilsit, im Süden das 8. französische Korps vor Rya. Die Flügel der deutschen Heereskörper waren genau in denselben Gegenden angelegt. Napoleons Hauptziel bestand nun darin, den stärksten Teil des russischen Heeres bei Warschau festzuhalten, während er seine Umgehungsbewegung gegen den Nordflügel vornahm. Um dieses Ziel zu erreichen, hatte er

zu einer Wist gegriffen. Er hatte den Glauben erweckt, daß er seinen Hauptstoß von Warschau aus ausführen würde, hatte schon im April Davouts den Befehl gegeben, den Anschein zu erwecken, als ob das Hauptquartier in Warschau aufgeschlagen werden würde, zugleich aber von Thorn nach Nordosten zu marschieren. Am 26. Mai befehlt er dem Prinzen Eugen, der das Zentrum kommandierte, von Plock nach Soldau zu marschieren, fügt aber hinzu: „Verbreite das Gerücht, daß du nach Warschau marschierst.“ Zu gleicher Zeit mußte der König Jerôme, der Befehlshaber auf dem rechten Flügel, eine Scheinbewegung zur Bedrohung Lublins in Galizien vereinigen wollte. Die Russen aber ließen sich nicht täuschen, sondern wichen dem Vorstoß Napoleons aus, indem sie sich zurückzogen. Der französische Beurteiler gesteht zu, daß Hindenburg „den Plan Napoleons verbessert habe“, da es ihm gelang, die Russen vor Warschau festzuhalten, während er im Norden seine entscheidenden Operationen siegreich durchführte.

**Der Krieg als Lebensschule.** Man hat es mit Recht beurteilt, daß in Frankreich und England Gefangene, die in das Heer eintreten wollten, ohne weiteres freigelassen wurden und zur Front gehen konnten. Wohl aber erscheint es möglich, die sittlich aufrüttelnde Kraft, die in dem Gedanken des Kampfes für das Vaterland liegt, für die Rettung jugendlicher Verirrter, die nicht etwa nur der Strafe entgehen, sondern ihr Leben in dieser großen Zeit neu aufbauen wollen, fruchtbar zu machen, und diesen Versuch hat man mit gutem Erfolg im königlichen Jugendgefängnis zu Wittlich unternommen. Es wurden, wie die „Deutsche Strafrechts-Ztg.“ berichtet, 56 Gefangene aus der Strafkast auf ein Jahr beurlaubt, um in das Heer einzutreten. Selbstverständlich wurde die sorgfältigste Auswahl getroffen. Es handelte sich dabei keineswegs nur um Leute, die sich leichter Vergehen schuldig gemacht hatten, sondern es waren solche darunter, die 5 Jahre wegen schwerer Körperverletzung, 3 Jahre wegen vorsätzlicher Brandstiftung, 1½ Jahre wegen schweren Diebstahls usw. zu verbüßen hatten. Trotzdem lauteten die Auskünfte, die von den auszubildenden Regimentern eingeholt wurden, günstig; sowohl die militärische Vorbildung im Jugendgefängnis wie die Führung in der Truppe wurden darin anerkannt. Besonders aber zeigen die Feldpostbriefe der früheren Gefangenen, die die Direktion erhielt, wie die Erwartungen nicht enttäuscht wurden. Bis Ende des Jahres 1914 waren von den 56 Soldaten, die in Betracht kamen, 4 im tapferen Kampfe vor dem Feind bereits gefallen und 6 verwundet. Als Grundton zieht sich durch alle diese Briefe die Dankbarkeit der Verfasser, daß sie mit hinausziehen dürfen, und der Voratz, sich als tapfere Soldaten zu bewähren, sich auf dem Schlachtfelde die verlorene Ehre wiederzuerkämpfen und zugleich die Schuld zu sühnen. So liest man in einem Briefe: „Ihnen brauche ich ja die Gründe, die mich veranlassen, mich nicht hinter der Front herumzudrücken, nicht auseinanderzusehen. Ich will mir zurückerobern, was ich verloren habe, meine Ehre und die Achtung meiner Mitmenschen. . . Bin von meinem Hauptmann für einen Patrouillengang nach . . . und mein Verhalten auf Posten zum Eisernen Kreuz vorgeschlagen und werde es auch hoffentlich erhalten. Ich will zeigen, daß ich doch nicht der Lump bin, für den mich alle halten. Leben Sie wohl! In Dankbarkeit Ihr G. M.“ Andere erzählen mit Stolz und Freude, wie gut für sie die militärische Vorbereitung im Gefängnis gewesen ist, wie sie sich vor den anderen ausgezeichnet haben, wie sie bei den verschiedenen Arbeiten helfen konnten und wie sie nun, nachdem sie an die Front gekommen sind, eifrig und treu ihren Dienst für das Vaterland tun. Einer, der im Kampfe verwundet wird, schildert die Vorgänge bei seiner Verwundung höchst anschaulich in einem Briefe, den er gleich am Abend danach an seinen früheren Direktor richtete: „Kann Ihnen mein Schreckensgefühl vom heutigen Tage gar nicht wieder schreiben. . . Hier lagen wir 24 Stunden dann, dem schwersten Artilleriefeuer ausgesetzt. . . Es war schrecklich, Schuß auf Schuß, bald links, bald rechts, bald vor uns, bald hinter uns von 20 Meter. So lagen wir bis 10 Uhr (morgens). Einer neben dem anderen lagen wir hinter einer kleinen Deckung. Alles still, kein Ton, kein Schuß. Es ist vorbei, es schien wieder Leben in uns zu sein. Aber jetzt fingen sie erst wieder an, Tod und Verderben zu speien. Ein Schuß, o weh!

zweiter Schuß, unsere Deckung war bald verschwunden. Die Sandsäcke flogen in der Luft rum. Wir sind verloren. Ein dritter Schuß hat das vollbracht. Ein leises Stöhnen, und es war alles still. Ich schlug die Augen auf, und was muß ich sehen, alles lag regungslos in einer Blutlache. O Gott, gibt es denn eine Rettung? Was soll ich anfangen? Sollte ich fortlaufen und die Dinge ruhig abwarten? Da sah ich hinter einer Deckung vier, fünf Mann laufen und anderen Schutz suchen. Soll ich mitlaufen? Ja, ich laufe als letzter. Ein Schuß, ein Schrei, und diese lagen in ihrem Blut. Ich meinen Spaten raus, ein Loch in die Erde, und war verschwunden. Das war ein Werk für einen Augenblick. Beim zweiten Spatenstich hatte ich schon Wasser, aber das machte nichts, ich lag wenigstens in Sicherheit. Über uns sausten die Granatsplitter. Hier lag ich nun von 10 Uhr bis abends 6 Uhr in meiner Wassergrube. Meine Füße waren wie erstarrt. Endlich kam die Sanitätsmannschaft. Sie trugen uns nach der nächsten Verbandstelle, von da nach der zweiten, wo wir wieder verbunden wurden, hier wurden wir von einem Automobil abgeholt und ins Lazarett verbracht. Hier liege ich und fühle mich wieder ganz wohl. Bin nicht so schwer verwundet, habe nur einen kleinen Granatsplitter an der linken Kopfseite. War der einzige, der so glücklich davontam. Um mich herum lagen zwei tote, acht schwer Verwundete, acht leicht Verwundete. Unser Kamerad G. war sofort tot. Ein Schuß, Granatsplitter, durch den Kopf nach der Schulter und schlug ihm sofort den Arm ab. Kamerad K. schwer verwundet. Ein Granatsplitter schlug ihm fast die ganze Brust weg. Das war ein Tag der Zähren, den ich, wenn Gott mich am Leben läßt, nie vergessen werde. Wir wollen das Beste hoffen. Sonst fühle ich mich ganz wohl, wenn auch der Kopf noch etwas brummt. Aber das macht nichts, auch dieser Schmerz geht vorüber.“

**Krieg und Tierleben.** Wie in früheren Kriegsjahren, so hat man auch aus dem jetzigen Kriege bestimmte Erscheinungen aus dem Tierleben beobachtet. Bekannt ist es, daß die Schnepfen die „Kriegskrämer“ melden und sich immer in die Gebiete begeben, in denen man von dem Krieg nichts merkt. So ist anzunehmen, daß bei dem diesjährigen Schnepfenstich die Vögel massenhaft nach Österreich und Ungarn kommen werden, ebenso wie nach Deutschland, Rumänien und Bulgarien. Die Rabenvögel, namentlich die Krähen, wandern in Scharen nach den Schlachtfeldern ab, und auf den Feldern des Todes wimmelt es von Galgenvögeln, die sich an die gefallenen Tiere herannahen. Ungehindert nisten sie in den Häusern und erfüllen die Luft mit ihrem Getöse. Die Normannen trugen die Galgenvögel auf ihren Raubzügen als Siegestrophäe einher und die englischen Tempel hatten den Spruch „garde le corbeau“, Hüte dich vor den Raben in ihr Banner eingewebt, daß den Totenschädel und den Galgenvogel trug. Auch die Wölfe sind die Begleitererscheinungen des Krieges, und wo der Krieg tobt, treten sie auf. Die Wölfin wurde von den altdeutschen Kriegern die „Horsfuntka“, die Heerföhne, genannt. Im Jahre 1812 sollen die Wölfe und namentlich die Wölfinnen ganz besonders gefährlich gewesen sein. Es wird auch berichtet, daß den Heeren des Brutus und Cassius im Jahre 42 bei Philippi eine ganze Reihe von Krähen und Raben folgten, und als Vorverlänger des Krieges galten die Seidenschwänze, die aus dem Norden befehdweise kommen und die von den Bauern immer als Ankünder des Krieges angesehen werden. Man will wissen, daß diese Vögel im Jahre 1806 und 1807 in großen Schwärmen anflamen und sich in Deutschland einnisteten. Die Vorfahren dieser Leute wollen diese Seidenschwänze im Jahre 1756 gesehen haben, während diese wiederum wußten, daß sie im dreißigjährigen Krieg gesehen worden sind. In England will man in diesem Jahre die Seidenschwänze beobachtet haben. In einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift konnte man im März v. J. lesen: „Eine große Seltenheit wurde hier beobachtet, mehrere Seidenschwänze stalteten uns einen Besuch ab. In früheren Jahren bezeichnete man diese Vögel als Ankünder von Krieg und Hungersnot, von Pest und Volksunzufriedenheit, von Umsturz und Unheil, und wehe dem Lande, in dem sie gesehen wurden und in dem sie nicht heimisch waren. Gut, daß wir aufgeklärten Engländer weder Krieg noch Umsturz, daß wir Herren der Erde weder Untergang noch Kriegsunzufriedenheit zu fürchten haben, die Seidenschwänze mühen uns sonst Schrecken einzujagen.“ So geschrieben am 11. März 1914.